

Unser Autor kam 1990 von Leipzig nach Tübingen. Er berichtet von gefährlichen Löchern, von Leere im Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschen, von Begegnungen und einer Vision

Begegnungen schaffen

Von Holger Schneider

Es gab Löcher, in die ich gefallen bin, mit dem Kopf voran. Tief genug, um sich für gefühlte Ewigkeiten zu verlieren. 1990, von Leipzig nach Tübingen, ohne Geld, Hals über Kopf, voller Vorfreude auf etwas, das ich mir immer gewünscht hatte ... Das ehrwürdige Uni-Institut ließ mich denn auch in unfassbare Nähe musikwissenschaftlicher Koryphäen gelangen, die Kehrseite aber war ein Schock: Studieren im Sinne gemeinsamer Suche nach Antworten war das noch viel weniger als in Leipzig, wo das Institut von inkompetenten Kadern in die Nähe der Belanglosigkeit palavert worden war. Dort gab es immerhin Nischen (und



großartige Lehrer), die wir im Miteinander fanden. Hier aber: Kein Hauch vom «Wir». Studierende Menschen kamen in ein Gebäude und verließen es wieder. Mehr nicht. Niemand hat sich für die Neuen interessiert, weil scheinbar niemand sich für niemanden interessierte. Das hat mir den Boden unter den Füßen weggezogen, auch wenn mir die unfassbar hilfsbereite Westbekanntschaft (Chorfrende meiner Eltern) ein Gartenhäuschen als Unterkunft unterschob, damit ich nicht gänzlich im Untergrund versank.

TIEFE GRÄBEN UND AUSPRÄGUNGEN VON LEERE

Was ging da vor? Warum habe ich – auch später – nie das Gefühl gehabt, auf unmittelbare Ablehnung oder Ressentiments zu stoßen, und warum machte mich diese Zeit dennoch so hilflos-traurig? Was ich damit meine: Das Bild von der Mauer in den Köpfen taugt nicht. Geflügeltes Wort, das stets herbeiflattert, wenn wir die Situation erneut befragen: Gibt es sie (noch), die Mauer in den Köpfen? Die Antwort wäre: Ja. Doch vielleicht gab es sie nie, waren es vielmehr Löcher hier und Leere dort, im schlimmsten Fall, auf beiden Seiten: Agonie. Viel gefährlicher als eine Mauer: Ein Blick über jene hinaus oder durch eine Lücke hindurch, ein beherztes Einreißen genügt, um auf die andere Seite zu gelangen. Löcher jedoch, die sich abrupt in die Tiefe öffnen, oder eine Leere, die unseren Blick auf andere Seiten kalt werden lässt, können beide ins Endlose führen. Hier hilft nur die Hand oder die Stimme des anderen.

Selbstredend gibt es kein Allheilmittel für derlei Gefahrenlagen, doch habe ich eine kleine Idee mit dem großen Potenzial derer, die sie bereits jetzt vor- und mitdenken, sich daran beteiligen (werden). Dazu mehr am Ende. Fakt ist: es gibt sie, weite und tiefe Gräben und Ausprägungen von Leere im Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschen, nach wie vor oder mehr denn je, alte und neue. Gerade in den letzten Jahren hat die Diskussion neue Kulminationspunkte erreicht, nicht zuletzt durch Bücher wie Dirk Oschmanns «Der Osten: eine westdeutsche Erfindung» oder Katja Hoyers Band «Diesseits der Mauer» (beide 2023). Diese und andere Beiträge haben Kontroversen ausge-

löst, die sich mitunter ins erbitterte Gegeneinander verbissen haben. Opferdiskurse werden neu hochgekocht, zornige Polemik hier, Ignoranz da, Arroganz des Rechthabens. Das lässt den Blick eng und enger werden. Viel zu selten lassen sich im Geplänkel der medial vernehmbaren Stimmen neue Perspektiven des Miteinanders wahrnehmen.

TRANSFORMATION BIS WEIT IN DIE ZUKUNFT

Wie und wo aber finden wir Sphären des Rememberns, so plural wie die Sichtweisen, die Erfahrungswelten, die geplatzen und bewahrten Hoffnungen auf beiden Seiten? Wer sind «Wir» oder besser: Zu welchem der vielen «Wirs» zählen sich Menschen hierzulande? Ich suche Antworten in Leipzig, der Stadt meines Erwachsenwerdens. Uta Bretschneider ist Direktorin des Zeitgeschichtlichen Forums, dessen aktuelle Wechselausstellung sich mit «Hits & Hymnen – Klang der Zeitgeschichte» befasst: Ein «Bataillon d'amour» (Silly) erwacht mir im Ohr der lebendigen Erinnerung, das täte not in diesen irren Zeiten, denke ich, während ich ihre Nummer wähle. Grund meines Anrufs ist allerdings die aktuelle Erweiterung der Dauerausstellung «Unsere Geschichte. Diktatur und

Demokratie nach 1945» um den Schlussbereich zur «Transformationszeit in der langen Dauer»: Es geht um die

- Entwicklung der Beziehungen zwischen Ost und West, zwischen den Menschen hüben und drüben in den dreieinhalb Jahrzehnten seit dem großen Ereignis. Mich interessiert zunächst, ob es wirklich eines Drittel-Jahrhunderts bedurfte, um das Verhältnis zwischen Ost und West unter wissenschaftlichen Aspekten neu für die Öffentlichkeit in Augenschein zu nehmen.

Uta Bretschneider: «Tatsächlich blieb die Dauer seit den Ereignissen um 1990 bislang weitgehend unbeleuchtet, und wir sind eines der ersten Museen, die nicht nur den Beginn des sogenannten Transformationsprozesses aufgreifen, sondern schauen, was seither geschehen ist und sich verändert hat. Unsere These ist, dass die Phase der Transformation sich in etlichen Bereichen noch bis weit in die Zukunft fortsetzen wird. Somit befinden wir uns also



mittendrin. Die Rückschau wiederum bedarf einer zeitlichen Distanz, und mit drei Jahrzehnten – etwa die Phase einer Generation – haben wir eine recht gute Zeitspanne, um Themen neu aufzugreifen oder Entwicklungen überhaupt erst zu erkennen.»

Und welche Entwicklungen sind das? Geht es um jene, die die erwähnten Bestseller aufgreifen: Ein Mangel an Wertschätzung der Lebensleistung der Ostdeutschen, oder, andersherum betrachtet: die Entwertung von Biografien, in denen beispielsweise alles, was in die DDR-Zeit zurückreicht, ausgeblendet wird?

«Ja, auch das wird in der Ausstellung reflektiert, wobei wir uns deutlich am Jetzt orientieren. «Die Ostdeutschen» (je nach Definition 17 bis 20 Prozent aller Deutschen) haben derzeit nur zwölf Prozent der Führungspositionen bundesweit inne. Auch die ungleiche Verteilung von Gehältern und Vermögen ist ein Thema. Wir haben im neuen Kapitel der Ausstellung einen Info-Raum mit Statistiken in Echtzeit-Datenvisualisierung und zeigen dort etwa die (Nicht-)Repräsentanz von Ostdeutschen in Hochschulleitungen oder in der Bundeswehr. Das alles sind Fakten, die Unmut schaffen, da man sie zwar als Ungerechtigkeiten wahrnahm, aber nicht ahnte, dass sie so lange präsent bleiben beziehungsweise die Annäherung so viel Zeit beanspruchen würde.»

IMMER NEUE, WIEDERKEHRENDE ENTTÄUSCHUNGEN

Uta Bretschneider kommt auf Denkmale zu sprechen, Orte, Räume, Sphären der Reflexion, auf den bislang fehlenden Epochenbegriff: «Das hat auch etwas mit Wertschätzung zu tun: Gibt es eine Benennung für die vergangenen dreieinhalb Jahrzehnte, gibt es Narrative, zentrale Bilder? Es geht hier schließlich um sehr viele Menschen, deren Lebensläufe auf krasse Weise umgestaltet wurden.»

Eine Frage, die mich umtreibt: Wie konnte es geschehen, dass die einstige Sehnsucht nach einer Freiheit im Sinne des «Draußen», des Neuen, Unbekannten, Anderen, wie sie wohl die meisten Erwachsenen in der DDR mit sich trugen und nicht verlieren wollten, sich nunmehr bei so vielen in Argwohn, Abschottung, Misstrauen, gar Hass gewandelt hat? Uta Bretschneider: «Da sind wir bei den Erfahrungen, die sich über den langen Zeitraum erstrecken. Wurde bei jenen, die im Osten blieben, zunächst die Hoffnung, ja Euphorie angesichts versprochener «blühender Landschaften» enttäuscht, so mussten in der Folge womöglich immer neue, wiederkehrende Enttäuschungen hingenommen werden. Etliche scheiterten an der Realität und suchten

die Ursache dafür bei jenen, denen solches vermeintlich erspart geblieben ist.»

BLÜHENDE CHORLANDSCHAFTEN NEU ENTDECKEN

Es ist ein schwieriges Thema, wird tägliches Denkstück für Generationen bleiben. Uta Bretschneider hat viele Ideen, wie Löchern und Leere begegnet werden kann: «Wir müssen Begegnungen schaffen. Auf diese Weise können wir das Einigende, Gemeinsame wieder mehr ins Bewusstsein bringen, aber auch Unterschiede wahrnehmen und benennen, um sie vielleicht als Vorzüge anzunehmen. Noch immer war ein zweistelliger Prozentsatz der Westdeutschen noch nie im Osten: Da müssen wir ran, Anlässe, Anreize schaffen.» Es klingt einfach: Miteinander reden. Aufeinander hören: «Ja, und mehr Wissen vermitteln. Wissen leichter zugänglich machen, für alle.» Uta Bretschneider gibt uns noch eine Buchempfehlung mit: Nicole Zepter, «Wer lacht noch über Zonen-Gaby?», 2022: «Ein kleines Buch, das sich sehr einfühlsam und differenziert für einen Blick in die gemeinsame Zukunft äußert – davon brauchen wir mehr.»

Stichwort für die mittelkleine Vision: Wo hören wir am besten auf die anderen? Wo entsteht aus dem Aufeinander-Hören ein Gleichklang, der Unterschiede nicht nur toleriert, sondern sie als Bestandteil des Harmonischen sogar benötigt? Gibt es ein kunstvolleres Bauwerk, das Menschen unterschiedlichster Herkunft in kurzer Zeit gemeinsam errichten können, als einen homogenen Klang aus vielen Stimmen? Was reißt alle Mauern ein, füllt Löcher am schönsten mit neuem Mut, Leere mit Empathie? Deutschland kann auf eine der reichsten Chortraditionen weltweit bauen, die sich in Ost wie West gleichermaßen vielfältig entwickelt hat, fernab aller Verständnisprobleme. Drum lasst uns – wo und wie auch immer – blühende Chorlandschaften neu entdecken, entwickeln, hegen und pflegen. Gründet, dirigiert, hört und singt mit: Dann geht das mit der deutschen Einheit (unter anderem) viel besser voran. Ich weiß, dass es funktioniert, wurde mir doch auf diese wunderbare Weise flugs aus meinem Loch geholfen.

Der Autor ist Musikwissenschaftler, arbeitet bei der Bachakademie Stuttgart und fühlt sich seit mehr als 30 Jahren wohl im Ländle.

